

# In freier Stunde

◆ Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt“ ◆

Nr. 128.

Posen, den 24. November 1927.

Nr. 128.

Copyright by Prometheus Verlag, München-Gröbenzell.

## Ludwig van Beethoven

Der Roman des größten Musikers.

Von Moritz Vand.

47. Fortsetzung.

Nachdruck verboten.

Der kleine Karl sah ihn wehmütig an. „Die Mutter hat mich doch auch lieb!“

„Das verstehst du nicht, Karl! Die liebt nur sich selbst, und unter ihrer Hand könntest du wohl kaum ein Mensch werden, wie ich es erhoffe.“

„Wenn der Vater wieder gesund wird, lieber Onkel...“

„Wie immer es kommen mag, Karl, werde ich für dich sorgen, denn aus dir soll einmal etwas Ordentliches werden, was bei deiner Mutter und leider auch bei deinem Vater nicht zu erhoffen wäre. Uebrigens hat es noch Zeit, darüber zu reden, erstens, weil du noch zu jung bist, um solche Fragen zu verstehen, und zweitens, weil wir noch abwarten müssen, wie sich die Verhältnisse entwickeln. Ich wollte dir nur sagen, daß du in mir allein eine Stütze für die Zukunft haben wirst, weil ich allein imstande bin, die Ehre des Namens Beethoven hochzuhalten.“

Der Kleine war verständnislos den Worten seines Oheims gefolgt, auf die er kaum etwas zu erwidern wußte. Er faßte Beethovens Hand und küßte dieselbe.

„Daß das, Karl! Ich werde wissen, was ich zu tun habe. Jetzt geh schön nach Hause, grüße mir deinen Vater und lerne brav, daß ich später an dir Freude habe.“

Der Kleine ging voll Gedanken über das eben Gehörte davon und wußte nur das eine, daß er zu Hause nichts davon erzählen wolle, was er vom Oheim gehört hatte.

Beethoven war, wohl in erster Linie, um seinen Neffen Karl dereinst versorgen zu können, jetzt in Gelddingen sehr streng, und er, der früher kaum recht an Erwerb gedacht hatte, fing nun an, in Geldangelegenheiten ungemein streng zu sein. Jeden Gulden, den er einnahm, verbuchte er ebenso genau wie jeden ausgegebenen Kreuzer, und er revidierte die bescheidenen Haushaltsrechnungen auf das allergenaueste. So großzügig er in seiner Kunst war, so kleinlich war er nun im privaten Leben geworden, und das allen Schwerhörigen eigene Mißtrauen gegen seine Umgebung äußerte sich bei ihm in besonders starkem Maße.

Das Befinden seines Bruders Karl wurde von Woche zu Woche schlechter, und am 15. November 1815 starb er. Nun war der kritische Moment eingetreten, den er so lange erwartet und gefürchtet hatte. Bei dem Leichenbegängnisse ging Beethoven, den Neffen Karl an seiner Hand führend, unmittelbar hinter dem Sarge einher, während die Witwe an der Seite des Schwagers Johann hinter ihnen schritt. Beethoven wollte schon damit andeuten, daß der Knabe nun ihm gehöre, und er vermied es, während der ganzen Dauer des Leichenbegängnisses auch nur ein Wort mit seiner Schwägerin zu wechseln.

Unmittelbar darauf trat er einen Prozeß gegen die Witwe an, welche die Vormundschaft ihres Sohnes übernommen hatte, und er erwirkte zunächst seine Bestellung zum Mitvormund, da er nachweisen konnte, daß die Frau weder die materielle noch die moralische Eignung zur Erziehung des Sohnes besaß. Unmittelbar danach — sein Freund Schindler hatte ihm nach gründlichen Nachforschungen das nötige Beweismaterial verschafft — erwirkte Beethoven durch einen zweiten Prozeß ihren vollständigen Ausschluß von der Vormundschaft, so daß er das lange angestrebte Ziel, den nun neunjährigen Karl ganz in seine Obhut zu bekommen, endlich erreichte. In seiner eigenen Wohnung konnte er jedoch den Knaben nicht gut beherbergen, so daß er sich dazu entschließen mußte, ihn in einem Pensionat unterzubringen, wo für Unterricht und Unterkunft entsprechend gesorgt war. Das kostete zwar ersprießliche Geld, aber Beethoven hatte es sich einmal in den Kopf gesetzt, für Karl zu sorgen und ihn zu einem wertvollen Menschen erziehen zu lassen. Nach mehrfachen mißlungenen Versuchen fand Beethoven endlich in dem Institut des Kajetan Giannatasio del Rio auf der Landstraße die ihm geeignet erscheinende Erziehungsstätte. Dort war der Knabe nur ihm zugänglich, und Beethoven übersiedelte, um ihm recht nahe zu sein, eigens in das Haus in der Ungargasse (heute Nr. 5) und kam fast täglich zu seinem Neffen, der sich in dem Institut Giannatasio recht wohl fühlte. Beethoven war dort ein gern gesehener Gast, und der Direktor wie auch seine beiden Töchter waren in ihrer Verehrung für den Meister nach besten Kräften bestrebt, dessen Wünsche für seinen Neffen zu erfüllen, an deren Spitze das strengste Verbot stand, die Mutter des Knaben mit ihm in Berührung treten zu lassen.

Beethoven war ein gern gesehener Gast im Hause Giannatasios, und dessen Tochter Fanny bemühte sich besonders, den ernsten und durch die Mühsal der Vormundschaftsangelegenheiten oft verbitterten Mann zu zerstreuen und aufzuheitern. Er saß gern an den Winterabenden mit der Familie um deren Tisch, man unterhielt sich mit Plaudern und Zeitungslesen, am wenigsten aber mit Musik. Eines Abends jedoch — Beethoven war gerade mit der Lektüre einer Zeitung beschäftigt — überwand Fanny ihre Scheu, trat an das Klavier und sang Beethovens Lied „Kennst du das Land“. Beethoven eilte sofort herbei, gab den Takt an, und bei einer Stelle, wo vielleicht mancher nachlassen würde, wollte er eifrig gleich fortgespielt haben. Einmal brachte Beethoven das Lied „Die entfernte Geliebte“, das Fannys Schwester singen und diese begleiten sollte, aber er sagte: „Gehen Sie weg!“ und begleitete die Sängerin selbst. Beethoven war in diesem Kreise fast immer heiter, aber einmal wurde er ganz plötzlich still und sichtlich verstimmt. Der Name Schönauer war gefallen, ein Onkel der Giannatasio-Mädels, und Beethoven haßte diesen Namen, den auch der Advokat seiner Schwägerin trug. Nach der gegebenen Aufklärung war Beethoven wieder lustig, wie er vordem gewesen, und er tollte wie in jugendlichem Uebermut mit den Schwestern im Zimmer herum und trieb allerhand drolligen Schabernack mit ihnen.

Beethoven's Schwägerin ließ nichts unversucht, mit ihrem Sohn trotz der Absperrung im Institut zusammenzukommen, obwohl sie sich bei Gericht verpflichtet hatte, jede Annäherung an Karl zu vermeiden. So erschien sie eines Tages in Männerkleidern vor dem Turnplatz der Anstalt, der gegen die Straße zu hinter einem Gitter lag und sah sich die Augen nach Karl aus, der aber keine Ahnung hatte, wer der neugierige fremde Mann war. Wiederholt suchte sie, wenn der Direktor Giannatasio das Haus verlassen hatte, die Töchter desselben durch Bitten und Drohungen zu bewegen, ihr Karl zu einem kurzen Spaziergang anzuvertrauen, aber die Mädchen hielten sich strenge an Beethovens Verbot und verweigerten ihr dies. Sie durfte nur von Zeit zu Zeit in Gegenwart einer leitenden Person des Instituts Karl sehen und sprechen.

Beethoven scheute nicht die Gefahr, daß ihn die Leute für einen Tyrannen hielten; aber wer ihn selbst in Gesellschaft seines Neffen gesehen hatte, der war vom Gegenteil überzeugt. Beethoven ließ sich von Karl tyrannisieren und quälen, denn der etwas ungehörige Junge kletterte auf ihm herum, stieß ihn und warf ihn gar oft vom Stuhl. Zu den Schwestern Giannatasio hatte er solches Vertrauen, daß er einmal heimlich an Fanny schrieb, sie möge ihm aufrichtig ihre Meinung sagen, ob sie glaube, daß Karl trotz der neun Jahre, die er unter dem schädlichen Einfluß seiner Mutter gestanden, doch noch zu retten kommen werde. Fanny antwortete ihm, obwohl sie tiefinnerst oft nicht davon überzeugt war, mit einem herzhaften Ja! um dem besorgten Oheim keinen Kummer zu machen.

Mit Fanny verstand sich Beethoven überaus gut, und wenn er sie in dem klösterlich einfachen Hause mit dem Schlüsselbund herumgehen sah, nannte er sie scherzhaft die „Frau Aebtissin“, was ihr wenig gefiel. Ihr gegenüber klagte er, daß er öfter an Kolik leide, und sagte auch: „Das wird einmal mein Tod sein!“

„Das wollen wir noch lange nicht glauben,“ erwiderte Fanny.

„Ein schlechter Mann,“ sagte Beethoven ernst, „der nicht zu sterben weiß; ich wußte es schon mit fünfzehn Jahren — freilich, für die Kunst hatte ich noch wenig getan!“

Fanny genoß sein vollstes Vertrauen, und er erzählte ihr alles, was er erlebte und was ihn bewegte. So über seine eigene Tugend, in der ihm die Erziehung gemangelt habe, wogegen er die seines Neffen im Institut Giannatasio „mutterhaft und unbezahlbar“ fand. Oft sprach er in großer Perfidie und Entrüstung über manche Staatseinrichtung; es war auch immer davon die Rede, daß er eine große Reise machen wolle; in erster Linie nach England. Er erzählte den Schwestern auch einmal, daß Esaländer bei ihm zu Besuch gewesen wären und erwähnte lachend: „Sie haben mir die Feder mit der ich schrieb, zum Andenken weggenommen!“

Von sich und seinem Leben sprach er nur selten, betonte jedoch, daß er nur seines Neffen wegen noch nach Erfolgen strebe. Sehr abfällig äußerte er sich über seinen Bruder Johann, den er immer nur „der Apotheker“ nannte, und Karls Mutter hieß er nie anders als „die Königin der Nacht“. Diese hohle und rachsüchtige Frau ließ dem armen Beethoven absolut keine Ruhe und bombardierte ihn mit Zuschriften, advokatorischen Interventionen und gerichtlichen Klagen, um ihre Rechte auf ihr Kind geltend zu machen. Ja, diese Frau ging in ihrer gehässigen Ranküne so weit, selbst Beethovens Recht auf den Adelstitel „van Beethoven“ anzuzweifeln, dessen Berechtigung aber der Wiener Stadtmagistrat als oberste Instanz wohl anerkannte.

Wohl das interessanteste Gespräch, das Beethoven mit den beiden Schwestern hatte, war jenes, wo er mit ihnen über Liebe und Ehe sprach. Wie er in allem ein besonderer Mensch war, so war er es auch in seinen Ideen und Meinungen hierüber. Jede Art gebundenes Ver-

hältnis beim Menschen, so sagte er, sei ihm unangenehm. Fanny verstand, daß er damit die Freiheit des Menschen nicht beschränkt wissen wolle, so daß es ihm weit interessanter erschien, wenn ein weibliches Wesen, ohne an ihn gebunden zu sein, ihm ihre Liebe und damit das Höchste schenkte. In dem Verhältnis des Mannes zum Weibe glaubte er auch die Freiheit des letzteren beschränkt. Beethoven erzählte Fanny von einem Freunde, der ihm einmal gesagt hatte, man müsse ganz ohne Liebe heiraten; er wäre dabei recht glücklich und habe viele Kinder.

Beethoven erwähnte, er habe noch keine Ehe gekannt, von welcher nach einiger Zeit nicht das eine oder das andere den Schritt bereut hätte, und von einigen Mädchen, welche zu besitzen er in früheren Zeiten als das größte Glück erachtet hätte, habe er in der Folge eingesehen, daß er noch glücklicher sei, daß keine derselben seine Frau geworden, und wie gut es das Schicksal meine, daß die heißesten Wünsche oft nicht erfüllt werden. Auf eine Bemerkung Fannys, daß er auf jeden Fall seine Kunst mehr lieben würde als seine Frau, erwiderte Beethoven, daß er dies selbstverständlich finde; auch daß er eine Frau niemals lieben könnte, welche seine Kunst nicht zu würdigen verstehe.

Der junge Karl van Beethoven verblieb nur zwei Jahre im Institut Giannatasio, worauf er ihn zu sich nahm; dem Institut gegenüber erklärte er, daß er den Knaben musikalisch ausbilden wolle und daher ganz in seine Obhut bekommen wolle. Doch dieser Gedanke endete höchst unglücklich. Der nervöse Oheim und der trotz aller Erziehungsarbeit launische und ungehörige Neffe konnten sich in dauerndem Beisammensein niemals verstehen, und so kam es zu fortwährenden Reibereien und Differenzen, die damit endeten, daß Karl — er war damals elf Jahre alt — eines Tages aus der Wohnung Beethovens auf und davon lief.

Beethoven raste vor Zorn und Sorge um den ungeratenen Jungen und setzte Himmel und Hölle in Bewegung, den Flüchtling wiederzuerlangen, der nach seiner Annahme zu seiner Mutter gegangen sein mußte. Dort war er aber, wie die Polizei erhob, nicht, und so gab es denn ein paar hange, an Aufregungen reiche Tage, während der Beethoven bei Giannatasio Rat und Hilfe suchte. Weinend und schreiend klagte er diesem sein Leid, und wahrhaftig ergreifend war es, als er in seiner Verzweiflung ausrief: „Er schämt sich meiner!“ Am vierten Tage war Karl aufgegriffen worden — er war in Mödling und Baden bei Bekannten Beethovens gewesen, denen er seine Ankunft unter erlogenen Vorwänden erklärt hatte — und er kehrte ruhig in das Haus seines Oheims zurück, dessen Ingrimm bei dem Anblick des Reberockenden rasch verrauchte. Kein Wort des Vorwurfs gab es, so verdient ein solcher gewesen wäre, und Beethovens erster Weib war zu Giannatasio, den er bat, ihn wieder in sein Institut zu nehmen. Dieser willfahrte gern Beethovens Bitte, und es war wieder alles wie früher, doch nicht für lange. Beethoven kam alle Tage zu Karl, voll Sorge um den Jungen, ärgerte sich über Kleinigkeiten, die ihm nicht pakteten, klagte darüber, daß Karls Zimmer zu schlecht geheizt sei und suchte immer wieder nach neuen Anlässen, um Karl wieder zu sich zu nehmen.

Aber Karl tat wieder nicht gut; er störte durch seine Ungehörigkeit das ganze Hauswesen Beethovens, der an idealischer Arbeit gehindert war und der seine überreizten Nerven im ständigen Kampf gegen den Jungen aufzureiben drohte. Eine Tracht Prügel, zur richtigen Zeit verabreicht, hätten vielleicht mehr Erfolg gehabt, als des allzu schwachen Oheims ständige Lehren und Ermahnungen, die immer weniger und weniger Beachtung fanden. Beethoven wußte sich in seinem ohnmächtigen Zorn nicht mehr zu helfen und entschloß sich auf das Zureden einiger Freunde, Karl nochmals in das Institut

zu geben, aber Giannatasto lehnte dieses Mal mit aller Entschiedenheit ab.

Beethoven versuchte es, Karl in einem anderen Institute unterzubringen, aber auch bei Direktor Blöchlinger tat der höchst ungebürdige Knabe nicht gut, und der schwer geplagte Oheim mußte viel Mühe und Plage mit ihm mitmachen während der drei Jahre, die Karl in der neuen Anstalt war.

(Fortsetzung folgt.)

Knut Hamsun:

## Violoncell.

Wie glücklich war doch die Stunde,  
Als sie mit sorglicher Hand  
Den Draht von der Klatsche löste  
Und draus ein Klinglein wand.

Se bot Gutenacht einem jeden.  
Wir gab sie den Schwag heraus;  
Ein Ruck der Freude durchzuckr mich,  
Und jubelnd ging ich nach Haus

Und nachts, dann denke ich manchmal,  
Wie konnte es nur geschehn:  
So viele saßen am Tische,  
Nur mich hat sie außersehn.

Sie gab mir so sorglos das Klinglein,  
Ein launisches Unverdr.  
Drauf trennten wir uns für immer,  
Sie doch je daran nicht mehr.

Und gerade, wenn ich schon glaube,  
Es sei jetzt alles verjährt,  
Dann fühl ich, wie mich heraufsehnd  
Ein Ruck der Freude durchfährt.

Der Ring ist zu klein geworden.  
Er schnürt meinen Finger wund —  
Ich liebe ihn um nicht minder:  
Er tut mir noch alles kund.

Mit besonderer Genehmigung des F. M. Spaeth-Verlages, Berlin  
(dem Buche „Der wilde Chor“ von Knut Hamsun entnommen.)

## Die Erzählung des Leutnants.

Von Franz Molnar.

„Ich hatte einen Freund — ich nenne nicht seinen Namen — einen Infanterieoberleutnant, mit dem ich zusammen wohnte, in einem Zimmer. Der begann mir auch schon zuzureden, daß ich mich versehen lassen soll, als die Katastrophe erfolgte.“

Bei dem Wort Katastrophe verzerrte sich sein Gesicht ein wenig. Es war eine bittere und höhnische, in einem Lächeln sich auflösende Grimasse.

„Trinke“ sagte er, „jetzt kommt das Eigentliche.“

„Ich trank und lauschte.“

„Dieser Oberleutnant“, fuhr er fort, „mit dem ich zusammen wohnte, war der sympathischste Sufar der Welt. Gutherzig, kühn, in den Dingen der Welt so unerfahren wie ein zehnjähriges Mädchen, hübsch, heiter, trinklustig und, was hier jetzt wichtig ist, der leidenschaftlichste Kartenspieler, den ich je getroffen habe. Es war kein großer Altersunterschied zwischen uns beiden; ich spielte aber trotzdem immer ein wenig Väterrolle bei ihm. Schon aus dem Grunde, weil ich damals noch ein viel soliderer Mensch war, weiß der Himmel; ich wollte eine große militärische Karriere machen. Ist ja gleich, na. Gehen wir weiter. Der Junge spielte wie besessen und verlor immer. Er steckte bis an die Ohren in Schulden. Damals mahnte ich, auch nicht mehr so sehr, daß er nicht spielen solle, denn ich dachte, einmal wird er schließlich doch gewinnen, und dann kann er die Bucherer bezahlen. Aber er verlor weiter. Ich pflegte längst zu schlafen, wenn er nachts — vielmehr morgens — nach Hause kam, rot vom Sekt und vom Verlieren, und wenn ich aus dem Traum aufschrak, sah ich, wie er den Rest zerknitterter Banknoten in das Schubfach seines Nachttisches warf, die Kleider vom Beibe riß und sich hinlegte. Manchmal fragte ich ihn: „Na?“ Die Antwort war stets dieselbe „Verloren“. Ich bitte dich, ich war keineswegs verzweifelt. Einmal aber kam ich auf eine Idee. Ich wünschte, ich wäre nicht draufgekommen! Ich beschloß, ihm, wenn er so betrunken einfärlte, jedesmal ein Päckchen von den ungezählt ins Schubfach geworfenen Banknoten fortzunehmen — er wußte ja doch niemals, wieviel Geld er heimbrachte — dieses Geld allmählich für ihn zu sammeln und eines Tages, wenn es eine hübsche runde Summe geworden war, ihm das Vermögen zu übergeben, und zu erzählen, wie ich es erpart habe. So geschah es auch. Der Junge schlief zu jener Zeit durchschnittlich zwei Stunden täglich, denn kaum war er nach Hause gekommen, mußte er morgens schon zum Dienst. Er schlief wie ein Stück Holz, im Moment, wo er sich ins Bett geworfen hatte. Dann pflegte ich immer ein paar Minuten zu warten, streckte dann aus meinem Bett die Hand nach dem zwischen beiden Betten stehenden Nachttisch aus, zog leise das Schubfach aus, und so dem Gefühl nach abwägend, wieviel es war, nahm

ich eine Handvoll Scheine heraus und legte sie in mein eigenes Schubfach herüber. Das ging so wochenlang. Niemand bemerkte er, daß ein Schein fehlte. Einmal aber passierte folgende Sache: Wie gewöhnlich kommt er gegen Morgen heim und beginnt sich auszugiehen. Er wirft einen Haufen zerknitterten Geldes in das Schubfach. Ich wache auf, frage: „Na?“ Da sagt er bitter: „Gewonnen.“ Damals hatte sich bei mir schon ein ganz nettes Vermögen für ihn angesammelt. Ich weiß nicht, wie spät es sein mochte; Tatsache ist, daß es gerade zu dämmern anfing, es war ein ganz klein wenig hell im Zimmer. Er legt sich hin, schläft ein. Ich warte ab, bis er tief und regelmäßig zu atmen beginnt, und damit greife ich langsam nach seinem Schubfach. Ich schiebe das Schubfach zurück, und so, im Bett liegend, bei diesem sehr spärlichen Dämmerlicht, beginne ich zu guden, wieviel ich eigentlich herausgequiffen habe. Wie ich so das Geld halte, bemerke ich plötzlich, daß sich der Rhythmus seines Atmens verändert. Schon da spürte ich etwas Kaltes in der Brust. Langsam wende ich den Kopf zu ihm, da sehe ich, daß er nicht schläft. Sein Kopf liegt ruhig auf dem Kissen, aber die Augen sind weit geöffnet und sehen mich an. Mein erster Gedanke war, er sei gestorben, so starr, so unbeweglich, so sehr stumm und atemlos hatte er den Blick auf mich geheftet. Und ich sah in seine Augen. Das dauerte lange. Dann sprach ich ihn leise an. Er antwortete. Die ganze Unterhaltung bestand nur daraus: „Bist du wach?“ „Ja.“ antwortete er.

Ich zündete die Lampe an, das Geld in der Hand. „Na.“ sagte ich zu ihm, „du sprichst gar nicht?“ — „Nein“, sagte er leise, sehr traurig. Ich bitte dich, ich setzte mich im Bett auf und begann nachzudenken, die Scheine in der Hand. Zu jener Zeit hatte er mich wiederholt gefragt: „Wie kommt es nur, daß du dein Geld so flug einzuteilen vertrittst? Wir stecken alle bis an den Hals in Schulden, und du bist ganz schuldenfrei.“ Sollte ich jetzt anfangen, ihm zu erklären, daß ich für ihn das Geld jede Nacht aus seinem Schubfach gestohlen hatte? Jetzt weiß ich, daß jenes Bögen eine große Dummheit gewesen ist; damals aber war der Augenblick so, daß ich dir jetzt noch schwöre: wenn ich an seiner Stelle gewesen wäre, ich hätte niemals das Märchen von dem geistreichen Freunde geglaubt, der auf diese Weise dem Spieler helfen wollte. Diese Idee an sich war insofern und zog ihre Strafe nach sich. Aber da war es schon zu spät. Wenn er mich wenigstens angefahren hätte! Aber mich quälte es, daß er mich lange beobachtete; sicherlich hatte er die ganze Schubfachgeschichte angesehen, und als sich unsere Blicke schon begegneten, da sagte auch er nichts, sondern Blicke schon begegneten, da sagte auch er nichts, sondern dich, ich wandte mich ihm zu und sagte: „Du, ich sage dir auf mein Offiziersehrenwort, daß ich jede Nacht Geld aus deinem Schubfach nehme und hier in meinem Schubfach für dich spare, damit ich dich, wenn es schon so viel geworden ist, damit überfallen kann.“ Dann öffnete ich mein Schubfach und zeigte ihm das Geld. „Großartig“, sagte er, aber sein Lächeln war nicht aufrichtig. Ich nahm den Haufen Banknoten aus meinem Schubfach und legte ihn auf seinen Nachttisch. „Da.“ sagte ich, „so viel ist bis jetzt zusammengekommen.“ Er gab keine Antwort. Er lächelte. Sage mir, was da etwas zu machen? Nein. Mein Schubfach war noch offen. Ruhig griff ich hinein und nahm meinen Revolver heraus. Das war die Gelelei Nummer zwei. Aber damals konnte ich nichts anderes tun. Er stürzte sich natürlich auf mich und wand mir den Revolver aus der Hand. Das geschah gerade, als ich am unpulärsten war, wegen des Radis. Eine Woche darauf trat ich aus der Armee aus. Du hast recht getan, daß du mich trauetst, warum ich ausgetreten bin. Dann hätte ich es vielleicht niemals erzählt. So habe ich es, wie du siehst, erzählt. So kam das, mein Junge.“

Er war würde vom Sprechen, stand auf, nahm einen großen Schlud Kognak, zündete sich eine Zigarette an und begann in dem kleinen Zimmer auf und ab zu gehen. Ich aber — vielleicht geschah es automatisch, so oft hatte ich gelesen, daß man das zu tun pflegt, wenn der Erzähler seine Erzählung beendet — kniete vor dem Ofen nieder und stopfte so viel Holzschette hinein, wie ich nur hinein bekam.

Mit besonderer Genehmigung des Verlages Paul Molnar, Wien, der Novelle: „Die Dampffähle“ von Franz Molnar im Auszug entnommen. Dieser Auszug befindet sich auch in dem Jahrbuch des Verlages für 1928.)

## Gibt es noch Liebesbriefe?

Heute nimmt man das Telephon, meldet ein Gespräch an und kann die Stimme des oder der Geliebten hören, und wäre er oder sie in Kapstadt oder sonstwo in der Welt. Was sollen da Liebesbriefe, deren Worte alt werden, ehe der Adressat sie in die Hände bekommt? Wenn von Ostasien früher — und zum Teil heute noch — Briefe bis Europa sechs Wochen brauchten, so stimmte ja das, was der Absender schrieb, unter Umständen gar nicht mehr, — vielleicht hatten seine Gefühle sich inzwischen vollständig geändert; so ein Brief war ungefähr wie das Licht eines fernen Sternes, von dem wir auch nicht wissen, ob er nicht längst erloschen ist, auch wenn wir uns noch seiner freuen. Also Liebesbriefe erscheinen kaum noch zeitgemäß.

Und doch waren sie in früheren Zeiten einer der wichtigsten Bestandteile jeder Liebe. Die Herzenserklässe auf dem gedulbigen Papier mochte keiner der Liebenden missen. Oft strafte die Wirklichkeit diese phantastischen Gefühle Lügen, aber was tat das? Der herrliche Schwur von der ewigen Liebe wurde immer wieder schwarz auf weiß abgelegt, selbst wenn die Ewigkeit nur ein paar Monate dauerte. Dann wurden die Liebesbriefe gebündelt und sorglich aufbewahrt, um in stillen Stunden nach Jahren wieder hervorgeholt und wehmütig durchblättert zu werden. O, wie so bald

waren die starken Gefühle verblüht und die heißen Worte verflungen!

Die schönsten Liebesbriefe aller Zeiten zu sammeln, müßte eine reizvolle Aufgabe sein.

Einer der größten Briefschreiber war Goethe; Frau von Stein weiß noch, was Liebesbriefe sind, bei ihr kommen die Liebeszetteln ins Haus geflattert und sprechen ihr von dem, was sie vor allem hören will. Die beiden Bände „Goethes Briefe an Frau von Stein“ geben eine Fülle entzückender Liebesbriefe, angesichts derer man im Interesse aller Liebenden von Herzen bedauern möchte, daß der Liebesbrief „aus der Mode gekommen ist“.

Auch andere große Männer der Vergangenheit scheuten sich nicht, sich in Briefen ekstatisch zu begeistern. Nehmen wir einen Brief des englischen Königs Heinrich VIII. an Anna Bolohn. „Mein Herz und ich geben uns in Deine Hand. Das Fernsein bereitet mir mehr Schmerz, als ich jemals fühlen zu können meinte. Das erinnert mich an eine astronomische Tatsache: nämlich, daß die Erde um so fengender ist, je weiter die Pole von der Sonne entfernt sind. So ist es mit unserer Liebe. Die Abwesenheit hat Entfernung zwischen uns gelegt, dennoch steigert sich die Glut, — wenigstens auf meiner Seite. . . Die Qual der Trennung ist so groß, daß sie unerträglich sein würde, hätte ich nicht die sichere Hoffnung Deiner unabänderlichen Liebe zu mir. . . Ich bitte Dich, Du, meine innig Geliebte, über unsere Trennung nicht traurig zu sein, denn wo ich auch bin, bin ich auch Dein.“

Sind solche Briefe nicht, so, daß sie auch ein Mann der heutigen Zeit seiner Erwählten schreiben könnte, ohne sich seiner Gefühle schämen zu müssen?

Sehen wir uns die Briefe des Dichters Keats an Fanny Brawne an: „Ich habe bisher nie gewußt, was eine Liebe, wie Du mich empfinden läßt, war; ich habe nicht daran geglaubt, meine Phantasie fürchtete sich davor, weil sie mich verbrennen könnte. . . Mein geliebtes Mädchen, ich liebe Dich immer und ewig und ohne Rückhalt. Je genauer ich Dich kennen lerne, um so mehr liebe ich Dich. Selbst meine Eifersucht war Verzweiflung der Liebe. Der letzte Deiner Küsse war immer der süßeste, das letzte Lächeln das strahlendste, die letzte Bewegung die anmutigste.“

Auch andere berühmte Männer drücken sich nicht weniger enthusiastisch aus: „Ich liebe Dich und bete Dich an von ganzem Herzen und ganzer Seele, so sehr, daß mir Dein Glück immer näher stehen wird als das meine. Aber, oh meine Seele, wenn wir beide glücklich sein könnten, welch unaussprechliche Freude würde das sein! Ich wage nicht, mehr Günst zu erhoffen, als Du mir zu spenden geruhst, aber wenn Du mich lieben könntest, würde, glaube ich, das Glück so groß sein, daß es mich unsterblich machen müßte.“

Haben die Frauen es nicht in der Hand, den Liebesbrief wieder aufleben zu lassen, dieses Stück Poesie, das der Zeit der Liebe unendlichen Glanz gibt?

E. v. S.

### Allerlei Wissen.

**Jugendliche Kriminelle in Amerika.** Nach amerikanischen Feststellungen sind 45 Prozent der Inassen des New Yorker Staatsgefängnisses Sing-Sing Jugendliche im Alter unter 24 Jahren. Der Vierundzwanzigjährige stellt auch bei anderen Vergehen, die nicht mit Gefängnis bestraft werden, einen beträchtlichen Prozentsatz.

**Der kommende Fischöl-Motor.** Untersuchungen durch Mitglieder der französischen Akademie der Wissenschaften haben ergeben, daß Dieselmaschinen nicht nur mit Mineralöl, sondern auch mit Del, das von verschiedenen Fischarten gewonnen wird, gespeist werden können. Man rechnet bei größerer Verbreitung der Dieselmotoren damit, die Verwendung des bisherigen Mineralöls durch Fischöl ergänzen zu können.

**Giftiges Holz.** In den Urwäldern, die auf weite Strecken hin dem Laufe des Orinoko folgen, finden sich zahlreiche Giftpflanzen wie auch viele giftige Tiere. Besonders gefährlich ist aber der sogenannte Guachamaka-Strauch (Malouetia nitida), dessen Rindenholz ein schwer giftiges Alkaloid, das sogenannte Guamachin, enthält. Dieses Holz ist, wie Dittmar mitteilt, so giftreich, daß der Genuß von Fleisch, welches auf einem aus Guachamakaholz gefertigten Spieß gebraten wird, den Tod nach sich zieht. Auch das Holz des westindischen Manzanillabaumes ist giftig und ruft bei äußerlicher Berührung Hautentzündungen hervor, wogegen man seinen Saft zu Pfeilgift verwendet, ebenso wie auch das Giftholz des afrikanischen Maobibaumes von den Eingeborenen zu Giftpfeilen verarbeitet wird.

### Zum Kopferbrechen.

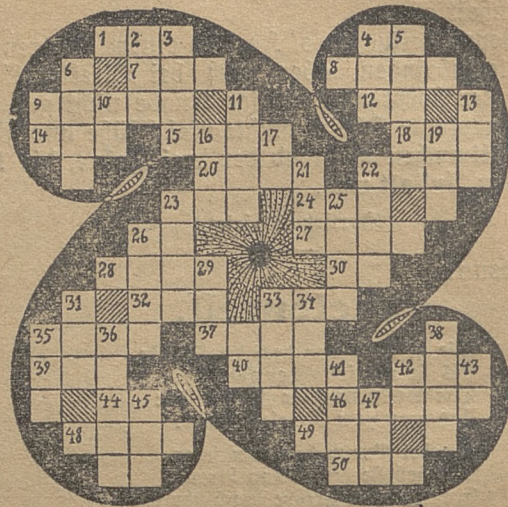
#### Opern-Sudrätsel.

Plotow,  
Verdi,  
Wagner,  
Weber,  
Thomas,  
Strauß.

Unter Zuhilfenahme der entstehenden Silben versuche man je eine Oper der oben bezeichneten Komponisten zusammenzustellen. Bei richtiger Lösung ergeben die Anfangsbuchstaben der gefundenen Opern den Titel einer weiteren Oper von Richard Strauß.

a — he — da — del — e — grin — hen — i — la — lek —  
lo — non — mig — ron — o — stra — tra

### Kreuzwort-Rätsel.



**Wagerecht:** 1. Stadt in Belgien, 7. Gruß, 8. Schwertverbrechen, 9. Autodefekt, 12. italienisches Tonzeichen, 14. Fremdwort für Fluß, 15. Königin der Blumen, 18. totes Tier, 20. unwissender Mensch, 22. Wasserstand, 23. afrikanischer Vogel, 24. Wort der Anerkennung, 27. plötzlicher Gedanke, 28. Viehfutter, 30. Fürwort, 32. Schiffsseite, 33. Gebirgswiese, 35. Insektenlarve, 37. Fluß in Mittelitalien, 39. Adlerart, 40. Scherz, 42. Gedichtart, 44. Auerock, 46. französischer Opernkomponist, 48. Bruder Rains, 49. Teil des Kopfes, 50. Strom in Afrika.

**Senkrecht:** 2. Waldgott, 3. Blutkanal, 4. geographische Bezeichnung, 5. Gangart des Pferdes, 6. Nebenfluß des Rheins, 10. Abkürzung für Numero, 11. Sohn Isaaks, 13. nordischer Gott, 16. Molch, 17. tierisches Produkt, 19. kirchlicher Würdenträger, 21. jüdischer Priester, 22. Wild, 23. Schlinggewächs, 25. Lebensnotwendigkeit, 26. altes Längenmaß, 29. Frauenname, 31. Trinkstufe, 33. Gewürz, 34. altes Gewicht, 35. Monat, 36. Faßteil, 38. deutscher Strom, 41. Teil des Gebisses, 42. sibirischer Fluß, 43. wie „30“, 45. Wild, 47. Kanton in der Schweiz. Pl.

### Verchieberätsel:

G r u n d l i n i e . .  
A m a d e u s . . . . .  
Z w e r g . . . . .  
O k t o b e r . . . . .  
V e r s ö h n u n g . . . . .  
N o t n a g e l . . . . .  
G a r a n t i e . . . . .  
A n s e l m . . . . .  
N i c a r a g u a . . . . .  
E k s t a s e . . . . .  
M i n e r v a . . . . .  
G o l f s p i e l . . . . .

Die Wörter sind im Rahmen der Figur seitlich so zu verschieben, daß zwei benachbarte senkrechte Buchstabenreihen einen mißglückten Flugversuch bezeichnen.

### Inhaltsreich.

Meinigen — Germania — Schneider — Mahnwort — Wörterbuch — Weineid — Hofrat — Graueisen — Steppenwölfe — Immortelle — Storbüt — Schachtel.

Jedem der Wörter sind drei (dem letzten zwei) zusammenstehende Buchstaben zu entnehmen. Aneinandergereiht ergeben diese Buchstabe ein Sprichwort und seine scherzhafte Erweiterung. Pl.

### Auflösung Nr. 22.

#### Silbenrätsel.

Dewolf und van Kempen, Sieger im Berliner Sechstagerennen.

1. Donizetti, 2. Giffelturn, 3. Wanderskab, 4. Orange, 5. Rimbunger, 6. Fangball, 7. Uri, 8. Napoleon, 9. Dogge, 10. Wampfr, 11. Arkansas, 12. Narzisse, 13. Kravich, 14. Eukalyptus, 15. Wammut, 16. Bodagra, 17. Elbing, 18. Neunauge, 19. Sommer, 20. Zronie, 21. Eisbahn, 22. Gubrun, 23. Esfe, 24. Rubin.

?: Blaz.

**Zahlenrätsel:** Die ungeheuren Wasserschäden in Nordamerika; Diabem Hunger Lehrer Turnen Newa Sense Hirsch Kädern Spinne Dorado Hammer Mitado.

#### Lattenrätsel.

(Numeriert man die Latten von 1—7, so ordne man sie zur Lösung wie folgt: 5—1—4—2—7—6—3.)

Ein Bauer nahm den Hut nicht ab,  
Als man dem Volk den Segen gab.  
Da nun der Bischof ihn entdeckt  
Und mit der Kirchenbuß' ihn schreckt,  
Rief jener: „Ist der Segen gut,  
So geht er auch durch meinen Hut!“  
(Christian Bernicke.)

Buchstabenrätsel: 1. Sinding. 2. Glinka.

Verantwortlich: Hauptschriftleiter Robert Styr, Poznań.